

# Herr Gawan ist leider verhindert

## Der Dörferkrieg in Heinrich Wittenwilers *Ring*

I.

Obwohl die Forschung zu Wittenwilers *Ring* vom Umfang her überschaubar und vor allem durch den Forschungsbericht von Ortrun Riha<sup>1</sup> zumindest bis 1988 hervorragend erschlossen ist, dürfte es wenige mittelalterliche Texte geben, über deren Einordnung man sich so schwer klarwerden kann. Ist der *Ring* nun ein didaktisches Großepos oder eine ausufernde Allegorie? Eine humanistische Antikriegsdichtung, eine radikal karnevalisierende Welt-darstellung oder grobianische Schundliteratur?

All diese Meinungen über das „gattungsgeschichtliche Unding“<sup>2</sup>, als das der *Ring* sich standhaft der Klassifizierung widersetzt, werden wohlbegründet vertreten – bis auf die letztgenannte, versteht sich, die sich freilich bei der ersten, oberflächlichen Lektüre aufdrängt:

Im Dorf Lappenhausen liebt der Bauernsohn Bertschi Triefnas die Bauern-tochter Mätzli Rüerenzumph (die so aussieht, wie sie heißt) und zettelt ihr zu Ehren ein Turnier an. Nach einem chaotischen ersten Stechen (erst alle gegen alle, dann alle gegen den bekannten Ritter und Bauernhasser Neidhart) lassen sich die Bauern von Neidhart unterweisen und stellen ein ordnungsgemäßes Turnier auf die Beine, das aber nicht minder chaotisch abläuft (außer Verletzungen und Verlust an Turnierpferden und -eseln ist das Ableben einer Zuschauerin zu beklagen – sie hat sich totgelacht). Als weitere Minnebekundung heuert Bertschi nachts den Spielmann Gunterfai an (sein Erfolg erinnert an den des anderweitig bekannten Barden Troubadix), versucht Mätzli beim Kühemelken zu treffen und späht schließlich durchs Dach; dabei stürzt er in die Wohnstube, woraufhin Mätzli von ihrem Vater sicherheitshalber eingesperrt wird.

Bertschi engagiert den Dorfschreiber Henritze Nabelreiber, um für ihn einen Liebesbrief an Mätzli zu verfassen. Sie lässt ihn sich vom Arzt Crippenhra vorlesen; der erpresst zunächst Geschlechtsverkehr von ihr (sie kommt dabei auf den Geschmack, so dass er ihr letztlich nicht Genüge tun kann und ihr anschließend ein Rezept für wiederhergestellte Jungfräulichkeit verschreibt) und verfasst dann für sie ein allegorisches Antwortschreiben samt Auslegung.

Bertschi beruft eine Verwandtenversammlung ein, um sich bezüglich seiner Eheschließung beraten zu lassen (in der Diskussion raten die Frauen zu, die Männer ab). Man schickt eine Abordnung zu Mätzlis Vater; der ruft seine eigene Verwandtschaft zusammen, die über die notwendigen Qualitäten eines Ehemanns berät und Bertschi diesbezüglich examiniert.

Die Eheschließung findet statt (ohne Geistlichen); dann ergehen Einladungen an die „bösen Nachbarn“ aus Nissingen, Seurrenstorff und Rützingen.

Nach dem Hochzeitsmahl und dem anschließenden Tanz, bei denen es reichlich bäurisch zugeht, eskaliert ein Streit: Einer der Gäste aus Nissingen wird erschlagen, die Männer werden fortgejagt, die Frauen in Geiselschaft genommen und vergewaltigt.

Es folgen wechselseitige Kriegserklärungen und in Konsequenz ein Krieg unter Beteiligung von Nachbarn, Sagengestalten und diversem Personal der Heldenepik, der – nach Verrat – in der vollständigen Niederlage der Lappenhausener endet.

Nachdem sein Dorf niedergebrannt wurde, verschanzt sich der einzige Überlebende Bertschi in einem Heuschober, wo er den Angreifern vier Tage und Nächte lang standhält. Er schlägt die Belagerer schließlich dadurch in die Flucht, dass er aus lauter Hunger Heu frisst, so dass sie ihn für ein Monster halten und davonlaufen. Angesichts der angerichteten Zerstörung bekehrt sich Bertschi und wird Einsiedler.

So weit, so grobianisch; ähnliche Plots kennt man aus Schwankliteratur und Fastnachtspiel; zwei Schwänke mit weithin übereinstimmendem Plot sind überliefert und gelten allgemein als Vorlagen für den *Ring*: „Meier Betz“ und „Metzen hochzit“.<sup>3</sup>

Der geneigte Leser darf aber natürlich sogleich vermuten, dass beim *Ring* (wie eben auch bei den anderen genannten Gattungen) mehr dahinter steckt als das bloße Vergnügen an Unanständigkeiten. Und tatsächlich liegt zum *Ring* ein zeitgenössisches literaturkritisches Urteil vor, das so gar nicht zur Schwank-Anmutung des Textes passen will.

Was seine Biographie angeht, steht Wittenwiler ganz in der ‚Tradition‘ der großen mittelhochdeutschen Autoren: Man weiß über ihn kaum mehr als seinen Namen, den Ort seines Schaffens (Konstanz) und den ungefähren Entstehungszeitpunkt seines Werkes (ca. 1408/10). Überliefert ist der *Ring* nur in einer einzigen, der sogenannten Meininger Handschrift<sup>4</sup>, die – wie im Mittelalter üblich – nicht vom Autor selbst geschrieben wurde, aber jedenfalls als ein Glücksfall der Überlieferung gelten kann: vollständig und von der Forschung als autornah qualifiziert, enthält sie einen – soweit das im Zeitalter vor Erfindung des Urheberrechts überhaupt möglich ist – authentischen Text. Norbert Richard Wolf hat mit einer Analyse in allen Details der Lautung, Groß- und Kleinschreibung usw. sehr präzisen Schreibsprache gezeigt, dass der Schreiber der Handschrift eine relativ hohe Schreibsprachebene anpeilt, daß er den Text, den er niederlegt, als ziemlich hohe Literatur einschätzt, und dies trotz der in der germanistischen Forschung oft erwähnten Grobianismen. Mit anderen Worten: Wir haben in dieser Form das wertende Urteil eines Zeitgenossen Wittenwilers über das Werk.<sup>5</sup>

Wie geht das nun zusammen: ein grobianischer Schwank und hohe Literatur? Betrachtet man den Prolog, den traditionellen Ort für eine mitgelieferte

„Gebrauchsanweisung“ zum Text, so stellt man fest, dass dort explizit Seriosität für das Werk in Anspruch genommen wird. Der Titel des Buches wird hier folgendermaßen erläutert:

*Wan es ze ring umb uns beschait  
Der welte lauff und lert auch wol,  
Was man tuon und lassen schol. (vv. 10-12)*

*„Denn das Buch stellt den Weltlauf ringsum vor uns hin  
und lehrt genau, was man tun und lassen soll.“ (S. 9)<sup>6</sup>*

Das klingt eindeutig genug: der *Ring* als alle Bereiche des Lebens umfassende Lehrdichtung. Die Forschung hat seit jeher dieses Angebot des Prologs bereitwillig aufgegriffen; so weist der Kommentar von Wießner Zeile um Zeile nach, welche didaktische Einzelheit in welchem anderen Lehrtext wiederzufinden ist, und isoliert ganze Passagen als didaktische Einschübe; die wichtigsten sind der Schülerspiegel (vv. 3851ff.), das Laiendoktrinal (vv. 3943-4187), die Gesundheitslehre (vv. 4220-4401), die Tugendlehre (vv. 4419ff.) und die Haushaltungslehre (vv. 5019 ff.). Darüber hinaus lässt sich fast jedes Detail des Textes – angefangen bei der Beschreibung der Protagonisten Bertschi und Mätzli als negative Spiegelbilder des höfischen Ritter- bzw. Damenideals – als didaktisch motiviert interpretieren. So auf den Punkt gebracht, wirkt der *Ring* nicht nur überaus ernsthaft, sondern auch überaus trocken, um nicht zu sagen langweilig. Auch hierzu hat allerdings der Prolog etwas zu sagen:

*Nu ist der mensch so chlainer stät,  
Daz er nicht allweg hören mag  
Ernstleich sach an schimpfes sag,  
Und fräwet sich vil manger lai.  
Dar umb hab ich der gpauren gschrai  
Gemischet unter diseu ler,  
Daz sei dest senfter uns becher (vv. 32-38)*

*„Freilich besitzt aber der Mensch so wenig Ausdauer,  
daß er nicht ununterbrochen von ernsten Dingen hören  
kann. Er wünscht sich auch ein wenig Scherz und freut  
sich darüber. Aus diesem Grund habe ich das Geschrei  
der Bauern unter diese Belehrung gemischt, damit sie  
uns um so angenehmer überzeuge.“ (S. 9 u. 11)*

Die fade Didaxe lässt sich also leichter schlucken, wenn sie mit reichlich „Bauerngeschrei“ gewürzt wird. Aber nicht genug damit: wem diese Mischung noch zu wild erscheint, der bekommt ein Mittel an die Hand, mit dem er die beiden Bestandteile wieder fein säuberlich trennen kann: Lehre und „Bauerngeschrei“ werden nämlich

*Geschaiden doch mit varwen zwain:  
Die rot die ist dem ernst gemain,  
Die grünen ertzaigt uns törpelleben (vv. 39-41)*

*„Doch werden die beiden Bereiche mit Farben ausein-  
andergehalten: die rote Linie zeigt den Ernst an, die  
grüne das Leben der Tölpel.“ (S. 11)*

Der ganze Text ist in rot und grün, in „prodesse“ und „delectare“ oder, mit Wittenwilers Worten, in „nutz“ und

„tagalt“ unterteilt. Aber hier beginnen erst die Probleme. In vielen der belehrenden Passagen stimmt die farbliche Zuordnung im großen und ganzen; aber warum sind beim Vaterunser, beim Ave Maria und beim Credo<sup>7</sup>, die Bertschi während seiner Examinierung herbeten muss, jeweils die ersten Zeilen rot, also als Ernst, alle weiteren Zeilen jedoch als Unernst markiert? Warum werden in der durchgehend als Ernst gekennzeichneten Tugendlehre als Argument für die Hoffnung Glücksspiel<sup>8</sup> und schlechtes Wetter<sup>9</sup> angeführt? Solcher Fragwürdigkeiten gibt es viele, und die Forschung hat sich bemüht, für jede einzelne eine Erklärung zu finden: für die genannten Beispiele etwa Negativdidaxe oder Lehrinhalte, die als bekannt vorausgesetzt und daher nicht mehr als „Lehre“ klassifiziert werden. Das ist natürlich unbefriedigend, denn für ein übergreifendes Ordnungssystem wünscht man sich auch übergreifende Anwendungsregeln; wenn für beinahe jede Zeile ein eigenes Kriterium benötigt wird, dient die Zuordnung zu nur zwei verschiedenen Farben nicht wirklich der Orientierung.

Vielleicht ist also alles nicht so einfach; oder vielleicht viel einfacher. Der Prolog hat nämlich noch etwas mitzuteilen:

*Secht es aver ichts hier inn,  
Das weder nutz noch tagalt pring,  
So mügt irs haben für ein mær.  
Sprach Hainreich Wittenweilär. (vv. 49-52)*

*„Wenn ihr hierin aber etwas findet,  
was weder Nutzen noch Unterhaltung bringt,  
dann könnt ihr es für ein mær halten,  
sprach Heinrich Wittenwiler.“ (Übersetzung N.N.)*

Man hat versucht, den in der mittelalterlichen Literatur ja vielfältig verwendeten und als Adjektiv wie Substantiv mit einer kaum zu übersetzenden Bandbreite von Bedeutungen belegten, hier überdies auf den kurios buchstabierten Namen des Autors gereimten Begriff „mær“ als, neben Lehre und Unterhaltung, drittes Element des Textes zu deuten; mit ähnlich unbefriedigenden Ergebnissen wie die Rettungsversuche des Zweifarbensystems.

Die zitierte Prologstelle eröffnet aber noch eine andere Möglichkeit. Wenn man das rückbezügliche Personalpronomen „es“ in Vers 51 nicht auf das „etwas“ in Vers 49 bezieht, sondern auf die ganze vorangehende Erklärung, dann bedeutet das: der Erzähler stellt die Anwendung des Zweifarbensystems und damit die Unterscheidung von Lehre und Unterhaltung ins Belieben des Lesers; er entwickelt ein klares und umfassendes Orientierungssystem und teilt anschließend mit, dass man die eben formulierten Erläuterungen auch „für ein mær“ halten könne. Dass diese Textstelle auf den ersten Blick irreführend und auch auf den zweiten nicht wirklich eindeutig ist, verleiht dieser Aussage zusätzlich eine performative Dimension: eine augenzwinkernde Warnung an den Leser, der Textoberfläche und gar dem Erzähler nicht unvorsichtigerweise zu trauen. Der Prolog entpuppt sich, so gelesen, gerade wegen seiner Doppelbödigkeit als Schlüssel zum Verständnis der *Rings*.

II.  
Ähnlich wie der Prolog den Leser auf den falschen – und damit eben auf den richtigen – Pfad führt, führt auch eine andere philologische Gewohnheit beim *Ring* um eine Ecke:

die Suche nach literarischen Quellen und Vorbildern. Nicht nur für jede didaktische Passage des Textes lässt sich eine Vorlage ausmachen, sondern auch für fast jedes andere Detail des Textes.

So hat Sibylle Jefferis<sup>10</sup> verblüffende strukturelle Parallelen zum Trojanischen Krieg gefunden (wenn auch wohl nicht Homers *Ilias*, sondern Konrads von Würzburg *Trojanerkrieg* die Vorlage war); allerdings mit charakteristischen Abweichungen: Zum Beispiel prophezeit Frau Laichdenmann ihrem Dorf, wie Cassandra der Stadt Troja, den Untergang im Krieg; anders als Cassandra führt sie diesen Untergang aber schließlich selbst herbei.

Das Ende in Weltabkehr fordert zu Vergleichen mit Grimmelshausens *Simplicissimus* heraus; die Anlage als grobianisches Großepos mit vermutlich doch irgendwie moralischer, gesellschaftskritischer Botschaft lässt an Rabelais' *Gargantua* denken, mit dem der Ring auch einige strukturelle Ähnlichkeiten aufweist.<sup>11</sup>

Auch in kleinerem Rahmen lassen sich mannigfache literarische Anspielungen finden; einige fallen bereits in der Plotzusammenfassung auf: Der Ritter und Bauernhasser Neidhart ist natürlich keine Wittenwilersche Erfindung; das ganze komisch-misslungene Turnier der Bauern bezieht seine Komik aus dem Kontrast mit den Vorlagen der höfischen Literatur.

Dass sich literarische Quellen identifizieren lassen, wäre an sich nicht ungewöhnlich; die Forschung hat jedoch seit einigen Jahren zunehmend festgestellt, dass man Wittenwilers literarischen Aneignungen nicht ohne weiteres trauen sollte.

Am einleuchtendsten und vielleicht zugleich am verblüffendsten sind dabei die Ergebnisse, zu denen Detlef Roth in seiner Untersuchung der Ehedebatte gekommen ist. Was wie ein althergebrachter Diskurs über das Thema „Soll ein Mann heiraten oder nicht“ daherkommt, wird in Wirklichkeit im *Ring* erst hergestellt: durch die Überkreuzung zweier in der Literatur vor Wittenwiler stets getrennt und keineswegs kontrovers behandelte Themen, „Warum ein Geistlicher nicht heiraten soll“ und „Warum die Ehe für alle anderen selbstverständlich und heilig ist“.

Wirklich neu ist [...], daß Wittenwiler Aussagen verschiedener Diskurse über die Ehe, den dissuasiven der klerikalen Ehtik und den pragmatischen der laikalen Ökonomik, in einer Diskussion argumentativ aufeinanderprallen läßt; oder anders ausgedrückt: daß er Diskurse, die in der lateinischen (zum Teil auch in der volkssprachlichen) Literatur mit jeweils spezifischem Funktionsbereich und Publikumsbezug ohne Widerspruch nebeneinander existieren, aufeinander bezieht und dadurch keineswegs einen „innerkirchlichen Dualismus zwischen Ehesakrament und Zölibat“ thematisiert, sondern vielmehr einen innerliterarischen Konflikt überhaupt erst *produziert*. [...] Die Ehedebatte will also keine allgemeingültigen inhaltlichen Lehren geben, sondern gerade auf die funktionale und kontextuelle Bedingtheit von Argumentation bzw. Lehre und dadurch auf ihre Relativität aufmerksam machen.<sup>12</sup>

Diese Beobachtung hat Werner Röcke mit Blick auf die (vermeintliche?) Didaxe im *Ring* allgemein so formuliert:

Didaktisches Sprechen ist [...] 'monologisch' und völlig eindeutig. Es bietet keine Erörterung unterschiedlicher Möglichkeiten des Denkens und Handelns, sondern klare Entscheidungen zwischen Gut und Böse, Richtig und Falsch und duldet keinen Widerspruch. [...] In Wittenwilers *Ring* nun ist diese Eindeutigkeit der Lehre aufgehoben und mit ihrer Dialogisierung begonnen worden.<sup>13</sup>

Die interessanteren Teile der Forschung sind denn auch diejenigen, die dem Autor und seinem Erzähler Witz und Ironie und dem Text doppelte Böden zutrauen; und insbesondere jene Ansätze, die gerade keine Gesamtdeutung versuchen, sondern sich im Rahmen eines Aufsatzes mit einzelnen Aspekten



beschäftigen, haben ebenso einleuchtende wie unterhaltsame Ergebnisse („nutz“ und „tagalt“!) erbracht, die in der Zusammenschau von Einzelheiten vielleicht am ehesten der Vielfältigkeit des *Ring* entsprechen.<sup>14</sup>

### III.

Erst der dritte Teil des *Rings* widmet sich dem Thema Krieg; Gewalt aller Art prägt den Text allerdings von der ersten Seite an. Beim Turnier wie bei der Hochzeitsfeier schlägt die stets vorhandene latente Aggression bei kleinstem Anlass in offene Gewalt um, wobei auch einige Personen zu Tode kommen; im Verlauf von Bertschis Liebeswerben um Mätzli kommt es zu einer Vergewaltigung, mehreren Stürzen und Verbrennungen und vielen Prügelein; und noch Bertschis Liebesbrief führt zu einer Ohnmacht, da er mittels eines Steins in Mätzlis Zimmer befördert wird, der sie am Kopf trifft. Nun ist geringe Zimmerlichkeit in Bezug auf Gewalt, Verletzungen und sogar Tod ein Merkmal der Schwankliteratur. Bei Wittenwiler zeichnet sich die Gewaltdarstellung allerdings dadurch aus, dass jeder Gewalttat (literarischer, satirischer) Mehrwert

abgewonnen wird: Nicht wegen der genauestens ausgearbeiteten Liebesepistel schwinden Mätzli die Sinne, sondern wegen des Steins, der sie am Kopf trifft; und von den Toten des Turniers sind drei bis zum Krieg im dritten Teil des Textes unversehens wieder auferstanden.<sup>15</sup>

Und so könnte man sich fragen, ob Wittenwiler für seinen Ring nicht gerade deshalb auf Schwank-Personal und -Plots zurückgreift, weil sie ihm mit ihrem hohen Aggressionsgehalt eine Auseinandersetzung mit eben diesem Thema, der Gewalt, ermöglichen.

Der Frage nach falschem oder richtigem Handeln, mit der sich die Didaxe beschäftigt, entspricht in Bezug auf Gewalt die Frage nach Schuld oder Unschuld und in Bezug auf Krieg die Frage nach gerechtem oder ungerechtem Krieg. Während der Gewaltausbruch, der die Hochzeitsfeier beendet, „durch das besinnungslose Aufeinanderlosschlagen sofort eine Situation schafft, in der Schuld und Nichtschuld nicht mehr voneinander zu trennen sind“<sup>16</sup>, wird die Frage nach der Rechtmäßigkeit bzw. Rechtfertigung des Krieges sowohl vor dem Lappenhausener wie vor dem Nissinger Kriegsrat explizit verhandelt. Allerdings in einer Weise, die mehr Verwirrung als Klärung stiftet:

*Der streit geschaffen was  
Umb anders nichti dann umb das,  
Daz man an unzucht schon und eben  
Möcht mit gantzem frid geleben. (vv. 6814-6817)*

*„Der Krieg wurde aus keinem anderen Grund erfunden, als daß man ohne Gewalttätigkeit in völligem Frieden angenehm und bequem leben kann.“ (S. 395)*

sagt Strudel zu seinen Nissingern; und:

*Des wurden seu von fröden springend,  
Wüetend ser und dar zuo singend (vv. 7602f.)*

*„Da hüpfen sie vor Freude, tobten sehr und sangen“  
(S. 439)*

ist die Reaktion der Lappenhausener, als der Kriegsausbruch feststeht: von sachlich zu rechtfertigenden Kriegsgründen keine Spur mehr.

Die planvolle Konfusion setzt sich fort in der Zusammenstellung der gegnerischen Heere, die eine Achterbahnfahrt durch das Personal aller erdenklichen literarischen Gattungen ist: Narrenheimer, Torenhofner, Heiden unter Hauptmann Mägeron, 7 Riesen (Sige, Egge, Wegg, Golias, Ruolant, Reimprecht, Siren), Oberhexe Hächel mit 1100 Hexen und 312 Lappenhausener (insgesamt 2.500 Mann) auf der einen, 120 Schwytzer, 79 Mätzendorffer, Einer von Leibingen, 4 Recken (der Berner [= Dietrich von Bern], Hildebrand, Dietleib, Wolffdietrich), 1098 Zwerge, Laurein, Paggzahn und der Starke Mann aus Mätzendorf (zusammen 1.360) auf der anderen Seite.

Ausgerechnet eine Personengruppe wird jedoch in dem kalkulierten Chaos von Sagengestalten und Heldenepik-Helden als abwesend gemeldet:

*Des wär auch chomen her Gawan,  
Ein ritter werd von Montalban,  
Lantzelott und her Tristan,  
Stolff und ander herren gmain:*

*Do muosten seu ier schlosse retten  
Und andreu güeter vor den steten. (v. 8025-8030)*

*„Herr Gawan, der edle Ritter von Montalban, Lancelot, Herr Tristan, Astolf und andere Herren wären auch gekommen: doch mußten sie zu der Zeit ihre Schlösser und anderen Besitz vor den Städten retten.“ (S. 463)*

Der Ring lebt zu weiten Teilen von literarischen Anspielungen und Verkehungen, die ihn mit der höfischen Literatur verknüpfen; aber in dieser kleinen Abwesenheitsnotiz wird mit einem Mal die denkbar größte Distanz hergestellt: Die Ritter werden in einen kapitalistisch anmutenden Zusammenhang gerückt, der so in den höfischen Romanen nie vorkommt; weder Verteidigung von Besitz noch Städte als Gegner gehören zu den gängigen Motiven der höfischen Literatur. Zugleich weist diese Stelle auch dem Ring selbst seinen sozialen Ort zu: weit weg von der höfischen Literatur, näher dran an den Städten, gegen die sich die Ritter verteidigen müssen – so wie die höfische Literatur im Ring ziemlich gerupft wird, nicht nur durch die offensichtliche Verspottung (zum Beispiel des in der ausführlichen Beschreibung der hässlichen Mätzli auf den Kopf gestellten höfischen Schönheitsideals), sondern eben auch durch die ironische Auflösung aller klaren Zuordnungen von Gut und Böse, Gerech und Ungerech.

Die höfische Literatur rückt dadurch in ein neues Licht: Mit einem Mal fällt auf, in welchem Maße Krieg und Kampf das Fundament der höfischen Ideologie bilden. Man denke an Parzival, der sich im Laufe von knapp 25.000 Versen in vielerlei Hinsicht entwickelt und verändert, seine Überzeugung von der Notwendigkeit von Zweikämpfen (die er mit allen anderen Protagonisten teilt) aber nicht revidiert – was seine Berufung zum Gralskönig jedoch keineswegs in Frage stellt.

Was in der höfischen Literatur selbst nicht sichtbar werden kann, weil es ihre Basis ist, das bekommt Wittenwiler aufgrund seiner anderen Perspektive in den Blick. So ist es ihm möglich, dem Krieg seine literarische Idealisierung zu nehmen und damit zu einer fundierten Kriegskritik zu gelangen:

Daß der Krieg auch im Mittelalter, wie uns die Dichtung oft glauben macht, nicht nur darin bestand, daß Ritter in schimmernder Rüstung gegeneinander kämpften oder Recken auf dem Schlachtfeld glorreiche Taten vollbrachten, wird meines Wissens im Ring zum erstenmal an dieser Stelle in derart unverhüllter Schonungslosigkeit ausgesagt.<sup>17</sup>

Der Ring ist also in Wahrheit (unter anderem!) eine sehr moderne Antikriegsdichtung. Noch während der Kriegsvorbereitungen schleicht sich einer der Protagonisten davon, und die ironische Qualifizierung dieser Desertion als „weise“, mit der sich der Erzähler einerseits über die Feigheit lustig macht, lässt andererseits doch seine Sympathie für den Hasenfuß durchschimmern:

*Daz ward dem Höseller ze swär  
Und gedacht, wie besser wär  
Im auf frömder erde leben  
Dann da haim des todes phlegen;  
Des macht er haimleich sich dar von,  
Sam noch die weisen sein gewon.“ (vv. 7873-7878)*

„Dem Hosenscheiß wurde die Lage nun zu brenzlich, und er dachte, es wäre besser für ihn, auf fremder Erde zu leben als zu Hause den Tod zu finden; deshalb machte er sich heimlich davon, wie die Weisen noch immer zu tun gewohnt sind.“ (S. 455)

#### ZUM WEITERLESEN:

HEINRICH WITTENWILER, *Der Ring. Frühneuhochdeutsch / Neuhochdeutsch*, nach dem Text von Edmund Wießner ins Neuhochdeutsche übersetzt und herausgegeben von Horst Brunner, Stuttgart (Reclam) 1991.

EDMUND WIESSNER, *Kommentar zu Heinrich Wittenwilers Ring*, Leipzig 1936 (unv. reprographischer Nachdruck Darmstadt [WBG] 1970).

ORTRUN RIHA, *Die Forschung zu Heinrich Wittenwilers 'Ring' 1851-1988*, Würzburg 1990. [Forschungsüberblick]

HORST BRUNNER (Hg.), „Heinrich Wittenwiler in Konstanz und der Ring. Tagung 1993 in Konstanz“, in: *Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft*, Bd. 8, 1994/95, S. 2-286.

#### IV.

Der Gang der Welt, der im Prolog angekündigt wurde, endet in Krieg, Tod und Untergang. In den allerletzten Versen erkennt Bertschi schließlich die Verfehltheit seiner bisherigen Existenz und den allgemeinen Jammer des irdischen Lebens und wandelt sich – nach annähernd 9.700 Versen weltlicher Verfehlungen – in nur fünf Versen fast zu einem Heiligen:

*Also fuor er hin so bald  
Enmitten in den Swartwald.  
Da verdienet der vil gwär  
In gantzer andacht an gevär  
Nach disem laid das ewig leben. (vv. 9692-9700)*

„Und alsbald ging er hin mitten in den Schwarzwald. Dort verdiente der wahrhaft Aufrechte in tiefer Andacht ungefährdet nach dem irdischen Leid das ewige Leben.“ (S. 555 u. 557)

Die Forschung hat sich von dieser in größter Eile vollzogenen Umkehr in der Regel überzeugen lassen; aber vielleicht verbirgt sich hier doch noch ein letzter, ironischer Kommentar von Wittenwiler: Auch die vermeintlich radikalste Antwort auf die Verworfenheiten der Welt ist längst nur noch ein literarischer Topos.<sup>18</sup>

NADJA NITSCHKE

<sup>1</sup> Ortrun Riha, *Die Forschung zu Heinrich Wittenwilers 'Ring' 1851-1988*, Würzburg 1990.

<sup>2</sup> Michael Dallapiazza, „Sprechen über die Frau. Haushaltsdiskurse bei Wittenwiler und anderen“, in: Trude Ehlert (Hg.), *Haushalt und Familie in Mittelalter und früher Neuzeit*, Sigmaringen 1991, S. 167-180, hier: S. 167.

<sup>3</sup> Beide Schwänke sind zu finden in: Heinrich Wittenwiler, *Der Ring. Frühneuhochdeutsch / Neuhochdeutsch*, nach dem Text von Edmund Wießner ins Neuhochdeutsche übersetzt und herausgegeben von Horst Brunner, Stuttgart 1991.

<sup>4</sup> Faksimile: Heinrich Wittenwiler, *Der Ring. In Abbildung der Meininger Handschrift* hg.v. R. Bräuer, G.F. Jones und U. Müller, Göppingen 1990 (= *Litterae*, Bd. 106).

<sup>5</sup> Norbert Richard Wolf, „Sprachliches zu und in Heinrich Wittenwilers *Ring*“, in: *Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft*, Bd. 8, 1994/95, S. 159-170, hier: S. 168.

<sup>6</sup> Zitate und Übersetzungen stammen, soweit nicht anders angegeben, aus: Heinrich Wittenwiler, *Der Ring. Frühneuhochdeutsch / Neuhochdeutsch* (wie Anm. 3).

<sup>7</sup> Zwischen v. 3817 und v. 3818 in Prosa eingefügt.

<sup>8</sup> „Verzag nicht, held, daz ist mein rat! / Wie oft ein man verloren hat / All sein hab in einem spil / Und dar nach gwunnen zwier als vil!“ (vv. 4803-4806)

<sup>9</sup> „Sünderleichen hab geding, / Ob dich der wind mit regen zwing!“ (vv. 4811f.).

<sup>10</sup> Sibylle Jefferis, „Der Einfluss des Trojanischen Krieges auf Wittenwilers *Ring*“, in: *Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft*, Bd. 8, 1994/95, S. 79-107.

<sup>11</sup> Daniel Rocher, „Rabelais, Wittenwiler und die humanistische Anschauung des Krieg“, in: Johannes Janota u.a. (Hg.), *Festschrift für Walter Haug und Burghart Wachinger*, Bd.2, Tübingen 1992, S. 641-659.

<sup>12</sup> Detlef Roth, „Von der *dissuasio* zur *quaestio*. Die Transformation des Topos *An vir sapiens ducat uxorem* in Wittenwilers 'Ehedebatte'“, in: *Euphorion* 91, 1997, S. 377-396, hier: S. 389f. u. S. 396.

<sup>13</sup> Werner Röcke, „Das Lachen, die Schrift und die Gewalt. Zur Literarisierung didaktischen Schreibens in Wittenwilers *Ring*“, in: *Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft*, Bd. 8, 1994/95, S. 259-282, hier: S. 270.

<sup>14</sup> Besonders die bereits mehrfach zitierten Beiträge der Wittenwiler-Tagung in Konstanz 1993 sind hier zu nennen: Horst Brunner (Hg.), „Heinrich Wittenwiler in Konstanz und der Ring. Tagung 1993 in Konstanz“, in: *Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft*, Bd. 8, 1994/95, S. 2-286.

<sup>15</sup> Frau Jütze (vv. 1214ff. und 6230f), Pentza Trinkavil und Jächel Grabinsgaden (vv. 694f und 5849ff. bzw. 6382).

<sup>16</sup> Barbara Könniker, „*Dulce bellum inexpertis*. Kampf und Krieg im *Ring* Heinrich Wittenwilers“, in: *Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft*, Bd. 8, 1994/95, S. 59-77, hier: S. 72.

<sup>17</sup> Könniker (wie Anm. 16), S. 74.

<sup>18</sup> Wenn in diesem Aufsatz der grundsätzliche Ironieverdacht Autor und Erzähler gegenüber als der interessanteste und produktivste Deutungsansatz hervorgehoben wurde, so heißt das keineswegs, dass er sich allgemein durchgesetzt hätte. (Hier ist vor allem zu nennen: Eckart Conrad Lutz, *Spiritualis Fornicatio. Heinrich Wittenwiler, seine Welt und sein 'Ring'*, Sigmaringen 1990, der ausführlichst den historisch-politisch-geographischen Hintergrund des *Rings* entwickelt und den Text in jedem Detail als Allegorie verstanden wissen will.) Es scheint eine Eigenheit des *Rings* zu sein, dass die Forschung diesbezüglich stets verschiedene, oft widersprüchliche Wege ging. Auch die Festlegung auf eine ‚eindeutige Uneindeutigkeit‘ wäre wohl eine zu einfache Lesart dieses eigenwilligen Textes.